

Pillauer Merkur.

№ 35

Mittwoch, den 1. Mai

1907.

Erscheint wöchentlich zweimal und zwar Mittwoch und Sonnabend. Abonnementpreis pro Quartal (incl. der Sonntagsbeilage „der Reitspiegel“) für Pflanze 1,10 Mark (frei ins Haus 1,30 Mark), für Aufwärtige 1,40 Mark bei allen Postanstalten. Annoncen-Annahme bis Dienstag resp. Freitag nachmittags 3 Uhr zum Preise von 15 Pf. für die Copyszeit.

Im Mai!

So wären wir denn im Bonnemond, im wunderschönen Monat Mai Unendlich viel läßt sich von ihm sagen, so viel, daß unsere Feder all die Lobeshymnen unmöglich fassen und wiedergeben kann, die auf diesen Monat von Dichtern, Naturfreunden, Verliebten und verlobten Pärchen, von allen Freunden des „Mabowle“ genannten Göttertrankes und von allen Verehrern des köstlichsten aller Gemüse, des Spargels, gesungen werden. So grüßen wir denn den Bonnemond als Bringer des holden Lenzes, als welchen schon die alten Römer ihn feierten, die den Mai der wachstumsverleihenden Naturgöttin Maja geweiht hatten. Den Namen Bonnemond gab ihm Karl der Große, und das mit Recht, „blüht doch im Mai das fernste tiefste Tal, und will in ihm doch das Blühen just nicht enden“. In reichster Blütenfülle werden in wenig Tagen die Obstbäume prangen, wird in kurzer Zeit der Flieder seinen Duft verbreiten und Gärten und Anlagen wie in ein schneeweißes Gewand gehüllt erscheinen. Wie aber leider jedes Ding zwei Seiten hat, so auch der Mai. Er ist nicht nur gefährlich, weil in ihm der Spargel „schleht“ und die Bäume „ausgeschlagen“, er hat neben aller zauberhaften Herrlichkeit auch seine Tücken, beretwegen er besonders von den Gärtnern und Landleuten gefürchtet wird. Die besonders in seinem ersten Drittel auftretenden Kälterückfälle, die Herrschaft der „drei gestrengen Herren“ sind dem Obst- und

Gartenbau sehr gefährlich, da sie die Blumen und die Blüten der Baumfrucht vernichten und den Weinstock bis tief ins Mark treffen. Hoffen wir aber, daß der diesmalige Mai uns solche Tücken wenig und garnicht fühlen läßt, damit wir uns seiner so recht von Herzen erfreuen können, währt er doch nur kurze Zeit, und die möge uns mit ihrer das Volksleben verkärenden Poesie nicht durch die kraffe Prosa verbittert werden.

Die Unterwühlung des Heeres.

(Schluß.)

In Wort und Schrift wird ihnen dann ferner von den sozialdemokratischen Berühmten vorgetäuscht, der Dienst im Heere sei nichts als Knechtschaft und Sklaverei, sie seien beim Militär völlig schutz- und rechtslos. Die „Münchener Post“, das Hauptblatt der bayerischen Sozialdemokratie, brachte es fertig, vom Helidentod auf dem Schlachtfelde zu schreiben, er sei schlimmer als der Tod des Schweines, das zur Schlachtbank geführt wird. Unsere tapferen Veteranen, die das Deutsche Reich mit Gut und Blut, mit Leib und Leben zusammengekettert haben, werden in sozialdemokratischen Blättern als „Siegeslummel“ beschimpft. Der Fahnenstab wird als etwas Lächerliches und Unverbindliches, sein Bruch als erlaubt hingestellt. „Brich der Soldat den Fahnenstab, so ist er nach natürlicher Auffassung kein Meineidiger“, das ist ein alter Behrsatz der Sozialdemokratie.

Trotzdem es nun, wie Bebel in Mannheim mit Stolz bemerkte, in ganz Europa keine zweite sozialdemokratische Partei gibt, die planmäßiger den Kampf gegen den Militarismus führt als gerade die deutsche Sozialdemokratie, so ist es doch bisher in Deutschland zu einer förmlichen und festen Organisation der Unterwühlung des Heeres noch nicht gekommen. Aber nur aus naheliegenden Gründen der Vorsicht ist sie vermieden worden. Das ist bei der Erörterung dieser Frage auf den letzten Parteitagen deutlich genug zum Ausdruck gebracht. Die Befürworter einer planmäßig zu betreibenden Unterwühlung des Heeres verfolgen ihr Ziel hartnäckig weiter.

Müssen wir Deutschen es uns gefallen lassen, daß unser Heer, unsere beste Schule, unser höchster Stolz, ein Heer, um das uns die Welt beneidet, dessen Einrichtungen allen Staaten als Vorbild dienen, in solch schamloser Weise verunglimpft, in den Kot gezerrt und verächtlich gemacht wird? Steht die Staatsgewalt solchem Treiben machtlos gegenüber? Reichen die Strafgesetze nicht aus, um solch gemeingefährlicher Maulwurfsarbeit ein Ende zu setzen, dann ergibt sich von selbst gebieterisch die Forderung nach ihrer Aenderung oder Ergänzung. Hier sind Schwäche und Nachsicht nicht angebracht und nur geegnet, die Heer- und Volkvergifter noch frecher zu machen.

Der Stein des Anstoßes

Roman von E. Ideler.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Landrat lachte, er hatte diesen Wit schon öfters gemacht und fand ihn sehr schön.

Der Baumeister lachte nicht. „Hat Fräulein Kornelie keine anderen Verwandten, daß sie immer bei dieser Tante lebt?“

„Scheint nicht. Ich muß wirklich sagen, lieber Hallern, das weiß ich nicht genau, weil ich nicht prinzipiell um diese zwei Damen nicht kümmere. Nur das weiß ich, daß Marianne von Marinikta die Waterschwester des jungen Mädchens ist und das letztere ebenfalls so viel Vermögen besitzt, um, wenn sie wollte, allein ein bescheidenes Leben führen zu können, aber es ist wenig. Sie ist gar keine gute Partie, und ich war doch recht froh, als mein Sohn die Schwärmerin für sie wieder aufgab!“

Der Landrat machte eine Pause, als aber Hallern nicht antwortete, sprach er weiter: „Ueber den Vermögensverhältnissen dieser Alten liegt, wie über allem, was diese Dame betrifft, ein tiefer Schleier. Gut Golyn hat sehr viel eingetragene Schulden,

und ist zum Teil entseztlich verwahrlost, die Zinsen aber werden pünktlich bezahlt und allmählich bricht sich immer mehr die Ansicht Bahn, daß Marianne von Marinikta reich sei. Nachgerade glaube ich es auch, obgleich sie sehr einfach leben. — So, Herr Baumeister, nun wissen Sie Bescheid, tun Sie was Ihnen gut dünkt, aber versprechen Sie sich keine Rosen von dem Besuch in Golyn, Rosen wachsen nicht auf Stein. Wir bitten Sie, heute abend zu uns zum Tee zu kommen, unsere Bydia würde sich freuen.“ Mit einem blicksagenden Augenzwinkern empfahl sich der Landrat.

Hallern blühte ihm fester nach, ihm war das dicke, hellblonde Fräulein sehr zuwider, bereits als Knabe hatte er sich die dunklen Damen vorgezogen und seit Jahren dachte er noch an eine. Und diese sollte er wiedersehen.

2. Kapitel.

Ein trüber, regnerischer Herbstnachmittag war es als die beiden Damen von Schloß Golyn ihr Gebiet verließen, um auf die schmutzige Dorfstraße zu treten. Der Wind legte durch die Kronen der alten Bäume und warf eine Menge gelber Blätter herab, Marianne sah nachdenklich darauf hin. „Es wird früh Herbst!“ sagte sie, und ein Zug der Schwermut glitt durch ihr einst

so schön gewesenes Gesicht, auch bei ihr war es einmal früh Herbst geworden. Kornelie verfolgte ihren Weg mit einem Zuge der Härte um ihre feingeschnittenen Lippen, die beiden Damen gingen zu Frau Eberhard, und sie ging diesen Gang nicht gern. Nur der Tante zuliebe tat sie es und sie grübelte fortwährend darüber nach, welche geheime Ursache wohl ihre sonst so feste Tante bewegen könne, eine so unnatürliche Nachgiebigkeit zu äußern.

An einem kleinen schlechten Hause machten sie Halt. Fräulein von Marinikta öffnete mit Mühe die alte, verquollene Haustür, dann traten sie tief hinab auf einem dunklen, schlecht gepflasterten Flur und nach manchem Umhertappen klopfte Marianne an eine Tür. Das Klopfen blieb unbeantwortet, ein leiser Gesang ertönte und ein Frösteln überließ die Gutsherrin.

„Der Irrsinnige!“ sagte Kornelie, „er singt oft!“

Nun vernahm man deutlich die Worte:
Der Frühling kam
Das Tal entlang
So wunderbar
Mit Liebesklang.

Der Lenz erschloß
Ein Köstlein rot.